Zeitschrift: Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am Departement Architektur der ETH Zürich

Herausgeber: Departement Architektur der ETH Zürich

Band: - (2005)

Heft: 14

Artikel: Geschichte des Städtebaus und städtebauliches Entwerfen : ein didaktisches Projekt

Autor: Magnago Lampugnani, Vittorio

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-919261

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vittorio Magnago Lampugnani

Geschichte des Städtebaus und städtebauliches Entwerfen

Ein didaktisches Projekt

Warum sollen angehende Architektinnen und Architekten die Geschichte des Städtebaus lernen? Auf die nur scheinbar selbstverständliche Frage gibt es mindestens drei Antworten, vielleicht sogar vier.

Die erste Antwort lautet: Um die Städte, in denen wir leben oder die wir bereisen und besichtigen, besser zu verstehen. Der Anspruch ist zunächst lediglich jener der Allgemeinbildung, deswegen aber nicht von der Hand zu weisen. Eine Ausbildung zum Architekten sollte nicht nur, aber doch auch eine humanistische Bildung sein. Die Studentinnen und Studenten haben nicht einfach zu Technikern ausgebildet (um nicht zu sagen: zu Fachidioten abgerichtet) zu werden, einwandfrei in ihrem Metier, aber unfähig, über dessen soziale Rolle und dessen Folgen nachzudenken. Sie sollen vielmehr zu verantwortungsvollen Mitgliedern einer Gesellschaft erzogen werden, die Bewusstsein, vor allem kritisches Selbstbewusstsein, mehr denn je nötig hat. Die historische Bildung ist das dafür geradezu prädestinierte Instrument und zur historischen Bildung *par excellence* gehört die Geschichte des Städtebaus.

Die zweite Antwort lautet: Damit die angehenden Architektinnen und Architekten lernen, Städte zu entwerfen. Das mag verwunderlich erscheinen. Nicht nur, weil zugegebenermassen nicht allzuviele Chancen bestehen, heute einen Auftrag für die Planung und Realisierung einer neuen Stadt zu erhalten – das bleibt in unserer Epoche nur wenigen, ungewöhnlich exponierten und vor allem besonders vom Glück bevorzugten Architekten vorbehalten – sondern auch, weil nicht unmittelbar einsichtig ist, wie man aus einer historischen Betrachtung Maximen oder gar Anleitungen für zeitgenössisches Bauen ableiten kann.

In der Tat liegt mir nichts ferner, als die Baugeschichte als Instrument für das Entwerfen zu präsentieren. Karl Friedrich Schinkel sah zwar unter anderem die «Kenntniss des gesammten historisch Vorhandenen» als Grundlage guter Architektur, aber er warnte vor sorglosem Umgang mit dem historischen Wissen in der architektonischen Praxis: «Wer da glaubt, daß alle Bausteine schon früher präparirt sind, versteht die Aufgabe der Welt sehr schlecht, er bringt Stillstand und Tod dahin, wo Fortgang und Leben sein soll.»[1] Geschichte ist eine intellektuelle Disziplin und eine Inspirationsquelle. Eine Inspirationsquelle, die sich dem unreflektierten und unmittelbaren Gebrauch versagt.

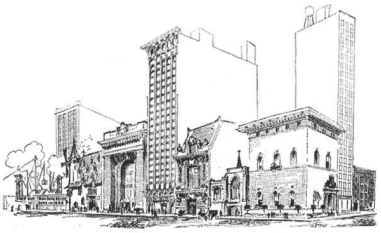
Darüber hinaus bietet sie, wenn nicht das Werkzeug, so doch die Grundlage und möglicherweise auch das Basismaterial für neue Entwürfe. Wie selbstständig, wie innovativ und subversiv ein Architekt oder ein Städtebauer auch arbeiten wird: Das, was vor ihm gewesen ist, wird er nicht ignorieren können. Er wird sich damit auseinandersetzen müssen – und sei es nur, um es zu verwerfen. Natürlich darf alles Vergangene *in toto* verworfen werden. Aber nur, wenn man es genau kennt und wenn man für die Ablehnung gute Gründe hat.

1 Karl Friedrich Schinkel, *Briefe, Tagebücher, Gedanken*, hrsg. von Hans Mackowsky, Berlin, 1922, S. 180 und 198.

«Eine veränderung [...] ist nur dann erlaubt, wenn die veränderung eine verbesserung bedeutet», mahnte lapidar Adolf Loos.[2] Und selbst einer der eigenwilligsten Architekten unseres Jahrhunderts, Le Corbusier, stand nicht an, sich auf die Lehren des antiken Griechenlands oder auf die *Leçon de Rome*, explizit und mit Leidenschaft zu beziehen.[3]

Das Verhältnis zur eigenen Geschichte ist im Städtebau besonders stark. Aldo Rossis enigmatischer Satz, die Architektur seien die Architekturen, trifft hier unmittelbar zu. Die städtebaulichen Lösungen aus der Vergangenheit, die sich bis heute bewährt haben, können zwar nicht imitiert werden. Denn die Bedingungen, die zu diesen Lösungen geführt haben, haben sich verändert. Sehr wohl können sie aber systematisiert und als Grundlage neuer, möglicherweise analoger Lösungen herangezogen werden. Stadtanlage, Bebauungsstrukturen, Strassenbreiten, Platzgrössen, Typen, Belagdetails, wie sie in bestehenden Städten zu besichtigen und in den Manualen zusammengefasst, ausgewählt und geordnet sind, bilden Anschauungsbeispiele und Vergleichselemente zugleich. Und damit konstituierende Bestandteile einer Dispziplin, die mehr auf solidem Wissen als auf flüchtiger Inspiration bauen muss.

Die dritte Antwort auf die Frage, warum angehende Architektinnen und Architekten die Geschichte des Städtebaus lernen müssen, ist möglicherweise die wichtigste. Die Studenten der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich sind zumindest überwiegend europäische Studenten und werden aller Wahrscheinlichkeit nach in Europa arbeiten. In Europa arbeiten heisst aber, mehr als irgendwo sonst auf der Welt, in der Stadt zu arbeiten. Genauer gesagt, in der historischen Stadt. Damit sind nicht ausschliesslich die historischen Zentren gemeint. Obschon ich jedem jungen Architekten aufrichtig wünsche, er möge die Chance haben, sich mit dem Herzen unserer Städte zu messen und es zu bereichern. Mit historischer Stadt ist hier fast alles gemeint, was um uns herum existiert. Die alten urbanen Kerne, die Stadterweiterungen aus den verschiedenen Jahrhunderten, die Vorstädte, die Peripherie, die Grünanlagen, selbst die sogenannte Naturlandschaft. Es gibt kaum einen Flecken Europas, der nicht von Menschen gestaltet ist und der damit nicht über eine eigene Kulturgeschichte verfügte. Es geht um die Vermittlung dieser Geschichte. Ohne ihre Kenntnis kann kein seriöses architektonisches oder städtebauliches Projekt zu Stande kommen.

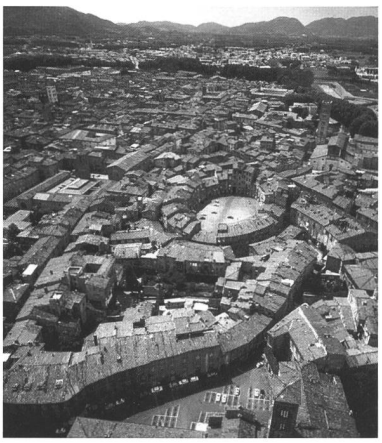


Werner Hegemann, *Das Chaos der amerikanischen Geschäftsstadt*, 1904.

Natürlich kann bei dieser Vermittlung nicht flächendeckend operiert werden, es kann nicht jede einzelne Geschichte jedes einzelnen Grundstücks erzählt werden. Es können aber beispielhafte Orte herausdestilliert werden, in welchen ebenso beispielhafte städtebauliche Strategien angewendet wurden oder werden. Damit können exemplarisch, als *pars pro toto* die Mechanismen aufgedeckt werden, die für die Entwicklung der Stadt typisch und prägend sind.

2 Adolf Loos, «Heimatkunst» (1914), in: Adolf Loos, *Trotzdem 1900-1930*, hrsg. von Adolf Opel, Wien, 1932, S. 125.

3 So der Titel eines Artikels, den Le Corbusier-Saugnier zuerst in *l'Esprit Nouveau* veröffentlichte (*l'Esprit Nouveau*, Nr. 14, 1922, S.1591-1607). Auch abgedruckt in: Le Corbusier, *Vers une Architecture*, Paris, 1923, S. 119-140.



Luftbild von Lucca, Foto, 2000.

Damit vermag dem praktizierenden Architekten Werkszeug in die Hand gegeben zu werden, das für die Arbeit nicht bloss nützlich, sondern geradezu unerlässlich ist. Denn in jedem Entwurf, der erfunden, erdacht und entwickelt wird, muss die Geschichte des jeweiligen Ortes verarbeitet werden. Nur so kann gewährleistet werden, dass der Entwurf selbst nicht geschichts-, bezugs- und damit gesichtslos ausfällt.

Ich möchte noch weitergehen, und wage die Behauptung, die Kenntnis, ja die leidliche Beherrschung der Geschichte des Städtebaus mache heute den Architekten erst zum Architekten.

Dass unser Beruf eine tiefe Krise durchmacht, ist seit geraumer Zeit unübersehbar. Sie ist nicht nur, aber auch eine Krise der professionellen Identität. Um auch nur ein mittelgrosses Haus zu bauen, braucht man neben dem Bauunternehmer wenigstens einen Bauleiter, einen Baukonstrukteur, einen Statiker, einen Bauphysiker, einen Heizungsingenieur, einen Beleuchtungstechniker – einen Architekten braucht man nicht. Will man dem Haus jenes besondere Etwas verleihen, was ihm die schon aus Marketinggründen erstrebenswerte öffentliche Aufmerksamkeit sichert, muss man allenfalls einen Designer oder einen Künstler hinzuziehen. Nicht aber einen Architekten. Weil der Architekt, wenn er nicht gerade zum Star-System gehört, nicht über die für die Publizität erforderliche Aura verfügt. Und weil er zwar von allem ein wenig versteht, aber jenseits eines Generalismus, der oft (und irrtümlicherweise) als anachronistisch und überholt angesehen wird, keinerlei wirklich spezifische Kompetenz besitzt.

Es sei denn, er ist in der Lage, städtebaulich zu denken. Das kann von den genannten Fachplanerinnen und Fachplanern niemand. Gerade das ist aber heute unerlässlich, soll Architektur weder zur ausschliesslich zweckrationalen Trivialität noch zum hohlen kommerziellen Spektakel ausarten. Für dieses Unerlässliche bietet die Geschichte des Städtebaus Grundlagen. Und vermag damit dem Architekten jene Kompetenz und jene Identität zurückzugeben, die er verloren zu haben scheint.

Deswegen – auch deswegen – muss Geschichte des Städtebaus an einer Architekturschule gelehrt werden. Deswegen – auch deswegen – muss dafür der Stoff so ausgewählt und gegliedert werden, dass er das vermittelt, was für einen Architekten relevant und unverzichtbar ist. Die Kenntnis der Mechanismen, welche die Architektur der Stadt in der Zeit geformt haben und weiterhin formen. Das Bewusstsein ihrer Vielfalt, aber auch der Regeln, die diese Vielfalt regieren. Die Einsicht in die Gefahren, die eine falsche oder auch nur leichtfertige Planung mit sich bringt. Sowie der weitgehenden Irreversibilität der Fehler, die dabei begangen werden können. Vor allem aber die Liebe zu

einem Sujet, dessen Studium eine Schule anregen und initiieren kann, das aber, wird es ernst genommen, ein ganzes Leben dauern muss.

Dabei kann der Lehrer, auch wenn er die Rolle des Historikers übernimmt, nicht umhin, Stellung zu beziehen. Eine fundierte Analyse betreiben und vor allem eine ebenso fundierte Kritik üben kann nur, wer eine Meinung hat. Und wer sich nicht scheut, sie klar zu äussern. Genausowenig, wie er von der eigenen Geschichtlichkeit abzusehen vermag, kann und soll und darf sich der Historiker eine eigene persönliche Haltung versagen.

Dies ist so lange vertretbar, wie das Persönliche in der Stellungnahme explizit und nachvollziehbar ist. Explizit, das heisst: Das Persönliche muss so weit wie möglich vom Objektiven abgesetzt werden. Die Meinung des Erzählers muss von den Fakten, die miteinander verknüpft und beurteilt werden, deutlich getrennt werden. Nachvollziehbar, das heisst: Die Grundlage, auf welcher die subjektive Haltung aufbaut, und die Schritte, die zu ihr geführt haben, müssen dargelegt werden. Und zwar so genau und so transparent, dass jemand anders auf anderem Weg auch zu einem anderen Schluss zu kommen vermag.

Das ist allenthalben wichtig. Umso mehr in einer Schule. Studentinnen und Studenten sollen nicht einfach mit Fakten, mit Daten, mit Wissen vollgepfropft werden. Sie sollen dazu angeleitet werden, mit dem Wissen, den Daten und den Fakten selbstständig umzugehen. Das bedeutet keine unverbindliche Spielerei. Ohne solide Wissensgrundlage, die nur durch Unterricht gebildet werden kann, kann es keine beachtenswerte Deutung geben. Aber die Deutung des Lehrers soll nicht stereotyp und unreflektiert fortgeschrieben werden. Sie soll dazu anregen, andere, abweichende, vielleicht ihr sogar widersprechende Deutungen zu entwickeln. Nur so kommt es zu einem Fortschritt in der Forschung – und zu einer lebendigen Lehre. Insofern muss sich auch die Geschichte des Städtebaus gegen die Dogmatismen wenden und jene Entzauberung fördern, die vielleicht das edelste und dauerhafteste Erbe der Aufklärung ist. Vor allem aber muss sie sich gegen den widerwärtigsten Dogmatismus unserer Zeit wenden, den Dogmatismus des Relativismus, für den letztlich alles relativ ist ausser dem Relativen, alles austauschbar ausser dem perfiden Mythos des Austauschbaren, der borniert jegliche Setzung und jeglichen Wert leugnet.

Denn zu guter Letzt darf nicht einmal die unvoreingenommenste, vorurteilloseste, eigenwilligste Geschichte des Städtebaus der Kernfrage ausweichen, die sich jedes urbane Gebilde gefallen lassen muss: Entspricht es den Bedürfnissen der Menschen, die dort wohnen? Bereits im 13. Jahrhundert rief in Florenz Fra Giordano da Rivalto in einer seiner berühmten Predigten in Erinnerung, die Menschen würden aus Liebe (*caritas*) in Städten zusammenleben, um sich daran zu erfreuen, miteinander zu sein.[4] Im Traktat *Delle Cause della Gran-*

A. Trystan Edwards, *Good and bad manners in architecture*, London, 1924.

4 «Questo nome e questi nome di quaggiù, sono ritratti pur da quelle cose di sopra. Città tanto suona come amore (1), e per amore s'edificaro le cittadi; perocchè si dilettaro le genti di stare insieme.»
Fra Giordano da Rivalto, «Predica XLV.» [Predigt über den Vers Matthäus 2,9:1: «Venit in civitatem suam», am 4. Oktober 1304], in: *Prediche del Beato Fra Giordano da Rivalto dell'Ordine dei Predicatori recitate in Firenze dal MCCCIII al MCCCVI ed Orà per la Prima Volta pubblicate*, Bd. 2, Florenz, 1831, S. 77-78.

dezza e Magnificenza delle Città stellte Giovanni Botero, ein Philosoph des 16. Jahrhunderts, lapidar fest: «Eine Stadt nennt man eine Ansammlung von Menschen, die zusammenkamen, um glücklich zu leben».[5] Und David Hume, einer der vornehmsten Protagonisten des englischen *Enlightenment*, erklärte in seinem Essay «Of Refinement in the Arts» die Stadt zum wichtigsten Instrument für die Verbesserung der Gesellschaft, wo sich menschlicher Charakter und menschliches Verhalten verfeinern würden.[6]

Die Stadt ist also der soziale Ort *par excellence* und hat vornehmlich eine gesellschaftliche Aufgabe zu erfüllen. Der Eindeutigkeit des Zieles entspricht jedoch mitnichten jene der Mittel, derer es zur Erlangung des Ziels bedarf. Die Strategien, um eine Stadt mit den Bedürfnissen jener in Einklang zu bringen, die in ihr leben, sind ebenso vielfältig wie widersprüchlich. Und selbst die Wohnwünsche des durchschnittlichen Stadtbürgers sind alles andere als unumstritten. 1927, im Jahr, als die Stuttgarter Weissenhofsiedlung entstand, machte sich Kurt Tucholsky in seinem Gedicht «*Das Ideal*» scharfzüngig darüber lustig:

«Ja, das möcht´ste:
Eine Villa im Grünen mit großer Terrasse,
vorn die Ostsee, hinten die Friedrichstraße;
mit schöner Aussicht, ländlich-mondän,
vom Badezimmer ist die Zugspitze zu sehn –
aber abends zum Kino hast dus nicht weit.

Das Ganze schlicht, voller Bescheidenheit:

Neun Zimmer, – nein, doch lieber zehn!
Ein Dachgarten, wo die Eichen drauf stehn,
Radio, Zentralheizung, Vakuum,
eine Dienerschaft, gut gezogen und stumm,
eine süße Frau voller Rasse und Verve –
(und eine fürs Wochenend, zur Reserve) –,
eine Bibliothek und drumherum
Einsamkeit und Hummelgesumm.»[7]

Solcherlei ironisch überzogene Erwartungen erfüllt natürlich keine Stadt – weder die Stadt der Vergangenheit noch die der Zukunft. Und doch verbirgt sich hinter Tucholskys bissigem Vergnügen an der Übertreibung eine wichtige Einsicht. Städtebau ist der unentwegte und nie abgeschlossene Versuch, das Unvereinbare zu vereinbaren. Künstlichkeit und Natur, Konzentration

5 «Città s'addimanda una ragunanza d'huomini ridotti insieme, per viuer felicemente.» Giovanni Botero, *Della Ragion di Stato Libri Dieci, Con Tre Libri delle Cause della Grandezza, e Magnificenza delle Città*, Venedig, 1589, S. 295.

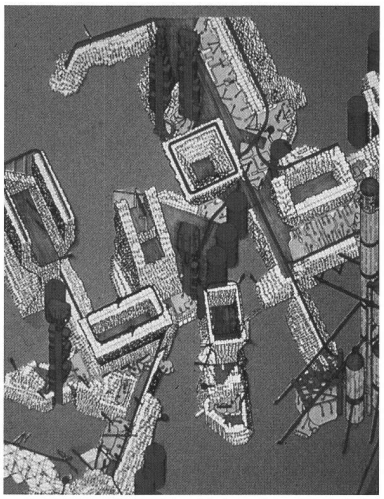
6 «The more these refined arts advance, the more sociable men become. [...] They flock into cities; love to receive and communicate knowledge; to show their wit or their breeding; their taste in conversation or living [...] So that [...] it is impossible but they must feel an encrease of humanity, from the very habit of conversing together, and contributing to each other's pleasure and entertainment.» David Hume, «Of Refinement in the Arts», (um 1777) in: David Hume, *Essays. Moral, Political, and Literary*, hrsg. von Eugene F. Miller, Indianapolis, 1987, S. 268-280, Zitat S. 271.

7 Kurt Tucholsky, «Das Ideal» (1927), in: Kurt Tucholsky, *Gesammelte Werke,* Bd. II, 1925-1928, hrsg. von Mary Gerold-Tucholsky und Fritz J. Raddatz, 1925-1928, Reinbek bei Hamburg, 1961, S. 839-840.

und Zerstreuung, Privatheit und Öffentlichkeit, Gesetz und Freiheit. So findet sich in seiner Geschichte nie eine definitive Lösung oder gar eine Wahrheit. Wohl aber sind darin wichtige und unwichtige Episoden auszumachen, gute und weniger gute, strahlende und nachahmenswerte, aber auch dunkle, verabscheuungswürdige Momente. Ein Massstab, der solcherlei Unterscheidungen und Bewertungen ermöglicht, existiert: der Mensch. Man setzt diesen Massstab an, indem man fragt, ob das Stadtmodell, um das es geht, gegenüber anderen Stadtmodellen eine Verbesserung für die Bewohner beinhaltet. Ob es als soziale Kunst zur Reform des Lebens der Gesellschaft und des Individuums beiträgt. Ob es der Befreiung des Menschen dient.

Auf derlei Fragen gibt es weder eine übereinstimmende noch eine allgemeingültige noch eine abschliessende Antwort. Gerade deshalb müssen sie immer wieder und immer neu gestellt werden. Gegen die vermeintlichen, billigen Gewissheiten der Technokraten, der Bürokraten, der Geschäftemacher. Gegen jene der selbsternannten Spezialisten, der einfältigen Funktionalisten, der verfahrenen Ideologen, der engstirnigen Dogmatiker. Der selbstgerechten, philisterhaften Moralisten. Auch das muss gelehrt und gelernt werden: Das Misstrauen gegenüber den allzu leicht verfügbaren und eindimensionalen «Wahrheiten». Das Vertrauen auf humanistische Werte, die der menschenverachtenden Indifferenz entgegengestellt werden können. Die Geduld, im Labyrinth der Geschichte nach ihnen zu suchen. Und die intellektuelle Redlichkeit, sie immer wieder neu zu prüfen – auf das Risiko hin, sich dabei auch selbst zu widerlegen.

Dazu soll das historische Projekt einer Geschichte des Städtebaus beitragen, das ich in groben Zügen zu skizzieren versucht habe. Es geht darum, Wissen zu vermitteln. Seit jeher das bewährteste Mittel gegen die Entgleisungen der Ignoranz. Es geht darum, zum selbstkritischen, selbstständigen und differenzierten Umgang mit dem Wissen hinzuführen. Und es geht darum, mit diesem Wissen und dieser Art des Umgangs mit ihm, die Augen zu öffnen. Für die Probleme unserer Städte, aber auch für ihre Vorzüge, für ihr Elend, aber auch für die Chancen, das Elend zu bekämpfen, für ihre Hässlichkeit, aber auch für ihre sinnliche, herzerwärmende, ermutigende, unglaubliche Schönheit.



Peter Cook, *Plug-in-City*, 1964.

Vittorio Magnago Lampugnani ist Architekt und Professor für Geschichte des Städtebaus an der *ETH Zürich*.